

DAS BUCH

Der Undercover-Cop:

Sean Egan ist es gewohnt, nahe am Abgrund zu leben. Der verdeckte Ermittler schleust sich in eine der härtesten Gangs Londons ein und erhält dort einen mörderischen Auftrag: Er muss den Night Creeper entführen, einen Serienkiller, der sich in Polizeigewahrsam befindet.

Der Killer:

Brutal, gnadenlos und hochintelligent: Vor seiner Festnahme soll der Night Creeper fünf junge Frauen zu Tode gefoltert haben. Doch er schwört, für einen der Morde ein Alibi zu besitzen. Der Beweis seiner Unschuld könnte für jemand anderen gefährlich werden.

Die Polizistin:

Ihr untrüglicher Instinkt und eine düstere Vergangenheit zeichnen sie aus: Tina Boyd hat den Night Creeper zur Strecke gebracht – jetzt ist es ihre Aufgabe, den entführten Serienkiller wieder aufzuspüren. Tina weiß, dass sie nicht viel Zeit hat: Es gibt einige mächtige Leute, die den Night Creeper für immer zum Schweigen bringen wollen.

Ein Mann, eine Frau und ein sadistischer Killer: Auf ihrer tödlichen Odyssee haben sie eines gemeinsam – den Kampf ums Überleben.

DER AUTOR

Simon Kernick, 1966 geboren, lebt in der Nähe von London und hat zwei Kinder. Die Authentizität seiner Romane ist seiner intensiven Recherche zu verdanken. Im Laufe der Jahre hat er eine außergewöhnlich lange Liste von Kontakten zur Polizei aufgebaut. Sie umfasst erfahrene Beamte der Special Branch, der National Crime Squad (heute SOCA) und der Anti-Terror-Abteilung. Mit *Gnadenlos (Relentless)* gelang ihm international der Durchbruch, mittlerweile zählt er in Großbritannien zu den erfolgreichsten Thrillerautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Mehr Infos zum Autor unter www.simonkernick.com.

SIMON KERNICK

INSTINKT

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunter Blank

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe THE LAST 10 SECONDS erschien 2010
bei Bantam Press, London.

Vollständige deutsche Erstausgabe 02/2011
Copyright © 2010 by Simon Kernick
Copyright © 2011 by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Marcus Jensen
Umschlagillustration: © Halfdark / Getty Images
Umschlaggestaltung: yellofwarm GmbH, S. Freischem
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-16101-9

www.heyne.de

Heute 8:05 Uhr

Ein leerer Rohbau tief im Herzen der City. Es ist früh, die ersten Sonnenstrahlen dringen durch die Fensterlöcher in den Wänden. Ich sitze in dem höhlenartigen Gewölbe und sehe zu, wie mein Blut auf den staubigen Zementboden tropft.

Ich rutsche ein Stück näher zur Wand, die Pistole baumelt noch an meinem Zeigefinger, ich muss mich konzentrieren, die Augen offen zu halten, und zwingt mich, meinen Blick auf das Blutbad vor mir zu fokussieren.

Drei Männer sind tot. Zwei liegen mit theatralisch ausgestreckten Armen auf dem Bauch, vielleicht vier Meter auseinander, aber Welten voneinander getrennt. Der dritte, ein großer Bursche in einem blutgetränkten himmelblauen Poloheemd und Jeans, sitzt mit Kabelbinder gefesselt auf einem Stuhl. Er ist jünger als die anderen, der Kopf ist auf die Brust gesunken, und in seinem dichten blonden Haarschopf klafft dort, wo die Kugel ausgetreten ist, ein blutiges Loch.

Von draußen kann ich das schwache, gleichmäßige Rauschen des Verkehrs hören. Doch das scheint alles sehr weit weg zu sein, und je mehr ich lausche, desto schwächer wird es in der bleiernen Stille des Gewölbes – einer

Stille, die wie eine dunkle, böse Macht vom Boden aufzusteigen scheint und alles Leben ringsum auslöscht. Gefangen im zweiten Stock dieses verlassenem Ortes verblute ich mit einer Kugel im Bauch und einer zweiten im Oberschenkel, die verhindert, dass ich mein Bein bewegen kann. Eine steife Kälte kriecht langsam an mir herauf und hüllt mich ein.

Ich habe oft über den Tod nachgedacht, allerdings immer auf eine eher abstrakte Art und nie angemessen respektvoll, obwohl er mich schon einige Male gestreift hat.

Doch jetzt sitze ich hier waidwund und hilflos. Wie bin ich nur in dieser elenden Gruft gelandet. Ich fühle den Tod unaufhaltsam näher kommen und weiß, es gibt keinen Ausweg mehr. Das ist am schwersten zu akzeptieren: die blanke Tatsache, dass mein Leben gleich zu Ende sein wird. Während Schock und Schmerz mein Inneres verkrampfen, frage ich mich flüchtig, ob es wohl noch jemanden gibt, der meinen Tod betrauert. Und ob sich in zehn Jahren irgendwer an mich erinnern wird.

Da höre ich es. Ein Geräusch. Direkt vor der Tür. Das Scharren eines Schuhs.

Himmel, ist der Alptraum immer noch nicht vorüber? Kommt jetzt erst der letzte Akt?

Ich beiße die Zähne zusammen und hebe mühsam meinen Revolver. Die Anstrengung ist fast zu viel für mich. Ich habe, glaube ich, fünf Schüsse abgefeuert, das heißt, eine Kugel müsste ich übrig haben.

Ein Schatten fällt in den Raum, und gleich darauf erscheint eine dunkelhaarige Frau in Jeans und Sweatshirt.

Mit der einen Hand hält sie eine Dienstmarke hoch, in der anderen hat sie etwas, das aussieht wie ein Pfefferspray. »Polizei!« Ihre nervös angespannte Stimme hallt in dem Gewölbe wider. Sie will noch etwas sagen, aber da erst realisiert sie das Gemetzel und hält mit offenem Mund und schreckgeweiteten Augen inne, bis ihr Blick schließlich auf mich fällt.

Sie runzelt die Stirn: »Sean?«

Selbst in meinem kaputten Zustand bringe ich ein Lächeln zustande. »Hallo, Tina.«

»Was zum Teufel ist hier passiert?« Sie ignoriert es, dass ich noch immer meine Pistole auf sie richte, und kommt einen Schritt näher.

In diesem Moment geht die Ballerei los.

Teil Eins

Donnerstag, 7:00 Uhr

Vor 36 Stunden

Eins

Er war klein, unter einsfünfundsiebzig, und mit einer Statur, die man entweder schlank oder schwächlich nennen konnte, je nachdem, ob man es gut mit ihm meinte. Er trug eine billige graue Polyesterhose, ein gebügeltes weißes Hemd und eine schwarze Krawatte, die er mit einem spießigen, eng sitzenden Knoten gebunden hatte. Das einzig Auffällige an ihm waren seine Haare, die ihm glatt und überraschend dick wie bei Prinz Eisenherz bis auf die Schultern fielen. Ansonsten wirkte er geradezu ungewöhnlich gewöhnlich, ein blasser, vielleicht ein wenig nerdiger junger Mann. Aber, und das wusste die frisch zum Detective Inspector beförderte Tina Boyd aus Erfahrung, die brutalsten Killer sahen oft aus wie der nette Nachbar von nebenan.

Vom Rücksitz des KIA Sorento, dessen dunkel getönte Scheiben sie gegen Blicke abschirmten, beobachtete sie, wie der zweiunddreißigjährige Alarmanlageningenieur Andrew Kent eine schwangere Frau passierte und sie dabei fast unmerklich musterte.

Andrew Kent. Sogar der Name war gewöhnlich.

Er trug einen kleinen Rucksack locker über einer Schulter, und Tina fragte sich, ob er darin die Werkzeuge

seiner perversen Leidenschaft aufbewahrte. Vor zehn Jahren noch hätte allein der Gedanke sie erschauern lassen, doch nun betrachtete sie ihn unbeeindruckt, während er in die ruhige Wohnstraße einbog, in der er seit viereinhalb Jahren lebte. Schlurfend wie ein weltabgewandter Teenager näherte er sich seinem Haus, das etwa dreißig Meter entfernt lag. Er sah aus, als könnte er kein Wässerchen trüben, und Tina musste innerlich grinsen. Nach fast zweijährigen Ermittlungen schienen sie ihn endlich am Haken zu haben. Und der Gedanke gefiel ihr außerordentlich.

Sie nahm ihr Funkgerät und genoss die Vorfreude auf die wohlverdiente Überraschung, die Kent gleich erwartete. »Wagen Drei an alle Einheiten, der Verdächtige kommt aus nördlicher Richtung durch die Wisbey Crescent. Ihr müsstet jeden Augenblick Sichtkontakt haben.«

»Wagen Eins an alle: Wir sind bereit«, bellte Tinas unmittelbarer Vorgesetzter, Detective Chief Inspector Dougie MacLeod zurück. MacLeod war der Chef des Camden Murder Investigation Teams oder des CMIT, wie die meisten Leute zu sagen pflegten.

Wagen Zwei, Vier und Fünf gaben dieselbe Meldung durch. Heute waren sie in Sturmtruppenstärke ausgeschwärmt; allein in der Wisbey Crescent lauerten fünfzehn Zivilbeamte, und zwei Dutzend Uniformierte waren an vier strategischen Punkten in der Nähe platziert, um alle möglichen Fluchtwege abzuschneiden. Die Festnahme von Kent war eine hochrangige Angelegenheit, und die Met konnte sich keine Fehler erlauben.

Doch als Kent gemächlich schlendernd fast das herun-

tergekommene Haus erreicht hatte, in dessen Erdgeschoss seine Wohnung lag, geschah etwas. Er schlurfte plötzlich noch langsamer, blieb schließlich keine zehn Meter von der Haustür entfernt stehen und musterte eines der dort parkenden Fahrzeuge. Es war ein weißer Ford Transit, auf dessen Seiten in großen Druckbuchstaben *Tischlerei Renham & Son* stand. Wagen Drei.

In diesem Augenblick begriff Andrew Kent auf nicht erklärliche Weise, dass sie hinter ihm her waren.

Er fuhr herum und lief los, gerade als MacLeods hektische Stimme ertönte: »Zugriff, los, los los!« Und in einer Kakophonie aus Schreien und Befehlen spuckten die vier Wagen die darin verborgenen Cops aus, die den Flüchtigen zu erwischen versuchten.

Der Erste, der aus dem Transit sprang, war Detective Constable Dan Grier, der einsfüfundneunzig große blonde Polizeischulabsolvent, dem alle eine schnelle Karriere prophezeiten. Seine schlanken muskulösen Beine fraßen die Distanz zwischen ihm und Kent förmlich auf. Doch als Grier den Arm ausstreckte und nach seiner Beute schnappte, wandte sich Kent abrupt um, schlug Griers Arm mit der einen Hand weg und landete mit der anderen einen chirurgisch präzisen Karateschlag an der Gurgel des jungen Detectives. Fassungslos sah Tina Grier wie einen Sack Kartoffeln zu Boden gehen, während Kent, der mickrige, schlurfige Nerd, mit einem überraschenden Sidestep DC Anji Rodriguez auf dem falschen Fuß erwischte. Die drahtige Polizistin, die gerne herumposaunte, dass sie der Basketball-Jugendnationalmannschaft angehört hatte, stolperte wie eine unerfahrene

Amateurin, als sie Kent packen wollte. Sie knickte um, knallte heftig auf das Pflaster und verwandelte sich in ein Hindernis für die hinter ihr heranstürmenden Kollegen. Prompt verhakte sich Detective Sergeant Simon Tilley beim Versuch, über sie hinwegzuspringen, und stürzte ebenfalls.

Die ganze Szenerie wirkte surreal, wie eine Szene aus einer Stummfilmklamotte. Der Anblick des flüchtenden Kent, der sich wieder in die Richtung wandte, aus der er gekommen war, während mehr als ein Dutzend Cops, angeführt von einem keuchenden, hochroten DCI MacLeod, bei der Verfolgung übereinanderpurzelte, hätte lustig sein können, wäre der Mann nicht zu gefährlich gewesen, um ihn entwischen zu lassen.

Tina wollte unbedingt bei der Festnahme dabei sein, sie hätte Kent am liebsten selbst die Handschellen angelegt, doch aufgrund einer Schussverletzung im Fuß, die sie sich letztes Jahr zugezogen hatte, humpelte sie, und zu ihrem Überdruß hatten die Ärzte sie noch immer nicht voll diensttauglich geschrieben. Deshalb musste sie die Aktion ihren Kollegen überlassen, was sie, während sie durch die Heckscheibe beobachtete, wie Kent sich schnell näherte, als bittere Ironie des Schicksals empfand.

Widerwillig bewunderte sie sein Tempo und die Coolness, die er unter Druck bewies. Er kam näher und näher und wechselte dabei die Straßenseite, so dass er jetzt auf ihrer Seite war und sie sein Gesicht erkennen konnte, das unbedingte Konzentration ausstrahlte.

Zehn Meter, acht, sechs ...

Sie packte den Griff der Fahrertür und stemmte sich mit ihrem gesunden Fuß gegen den Rahmen.

Vier Meter. Sie konnte sein Keuchen hören.

Noch zwei Meter. Jetzt. Mit einer fließenden Bewegung trat sie die Tür auf, schloss kurz die Augen und hoffte, sein Tempo richtig eingeschätzt zu haben.

Sie hatte. Unfähig abzubremsen, prallte Kent genau in dem Moment gegen die Innenseite der Tür, als sie ihren Scheitelpunkt erreicht hatte und zurückfederte. Die Wucht des Aufpralls schleuderte ihn über den Rahmen, er schlug einen Salto und knallte auf den Asphalt.

Das Adrenalin schoss Tina ins Blut, als sie aus dem Wagen stürzte. Fast wäre sie mit ihrem verletzten Fuß eingeknickt, doch die lange angestaute Anspannung und Wut explodierten in ihrem Kopf, und mit ungeheurer Willenskraft richtete sie sich auf und hechtete mit nichts als einer Dose CS-Gas bewaffnet auf Kent zu.

Kent war durch die Kollision zwar einigermaßen bekommen, wälzte sich aber bereits wieder herum und stützte sich mit einer Hand ab, um hochzuspringen. Dann weiteten sich seine Augen vor Schreck, als er Tina auf sich herunterkommen sah.

Zwar zählen die britischen Vorschriften zur Festnahme eines Verdächtigen weltweit zu den rigidesten und erlauben nur das absolute Minimum an Gewalt, doch Tina hatte die Regeln schon immer flexibel ausgelegt. Sie ramnte ihm beide Knie in den Magen und versuchte, so viel Gewicht wie möglich dahinterzubringen. Sie ignorierte sein schmerzverzerrtes Stöhnen, brachte sich rittlings auf seiner Brust in Position, lehnte sich etwas zu-

rück, damit sie nichts abbekam, und verpasste ihm eine freizügige Dosis CS-Gas in den aufgerissenen Mund und die weit geöffneten Augen.

Er hustete, würgte und schlug unter ihr wild um sich. Er hatte trotz der atemraubenden Attacke noch mehr Durchhaltevermögen, als sie erwartet hatte, und hätte sie fast abgeworfen. Reflexartig hieb sie ihm mit voller Wucht die Faust ins Gesicht. Sie kostete das schrecklich-schöne Hochgefühl aus, das ihr der Aufprall ihrer harten Knöchel mit dem weichen Fleisch seiner Wange verschaffte, und schlug noch einmal und noch einmal zu, wütend und hart genug, dass sein Kopf bei jedem Treffer auf den Asphalt knallte.

»Andrew Michael Kent«, bellte sie um Atem ringend, während der Mann seine Gegenwehr aufgab und erschlaffte. »Ich verhafte Sie unter dem Verdacht des Mordes. Sie müssen nichts sagen, aber alles, was sie sagen, kann Ihre Verteidigung schwächen, wenn sie bei der Vernehmung etwas verschweigen, was sie später vor Gericht vorbringen wollen. Alles was Sie sagen, kann als Beweismittel verwendet werden.«

Noch während sie ihr Sprüchlein abspulte, eilten ihre Kollegen herbei und drückten Kent auf den Asphalt.

»Ich bin unschuldig«, heulte er, ehe ihn ein Hustenanfall überwältigte.

»Genau wie alle anderen, die ich erwischt habe«, brummte Tina, ehe sie sich erhob und es ihren Kollegen überließ, die Festnahme zu Ende zu bringen. Sie war ein wenig irritiert, aber keineswegs überrascht, wie sehr sie es genossen hatte, ihn fertigzumachen.

Zwei

Die Medien hatten ihn Night Creeper getauft. Innerhalb von dreiundzwanzig Monaten hatte er ganz London terrorisiert und fünf Frauen in ihren Wohnungen vergewaltigt und ermordet. Die Opfer hatte er scheinbar wahllos ausgesucht, allerdings entsprachen sie doch einem bestimmten Profil: weiß, ledig, beruflich erfolgreich und attraktiv. Das jüngste war fünfundzwanzig, das älteste siebenunddreißig. Darüber hinaus stürzten sich die Medien besonders auf den Fakt, dass in keinem der Fälle Spuren gewaltsamen Eindringens gefunden worden waren, und das, obwohl alle Wohnungen als sicher gelten durften und mit neuen Alarmanlagen ausgestattet waren. Dies verlieh dem Night Creeper in den Medien quasi mystische Dimensionen: ein Mann, der überall eindringen konnte, lautlos und ohne Spuren zu hinterlassen. Zwangsläufig steigerte dies die Ängste der alleinstehenden, attraktiven Karrierefrauen und ihrer Angehörigen im Großraum London.

Als Tina vier Monate zuvor zum CMIT gestoßen war, nachdem sie sich erfolgreich auf eine freie DI-Stelle beworben hatte, lastete bereits gewaltiger Druck auf den Ermittlern. Nur verfügten sie über so gut wie keine hand-

festen Hinweise. Offenbar kannte sich der Killer in der Forensik aus und hinterließ kaum Spuren, und es gab keine Zeugen, die ihn gesehen hatten.

Am Ende war es die gute alte hartnäckige Polizeiarbeit, die zu seiner Festnahme führte. Und niemand anderes als Tina selbst hatte den entscheidenden Hinweis entdeckt.

Bei der Vernehmung eines engen Freundes des letzten Opfers hatte Tina herausgefunden, dass Adrienne Menzies' Alarmanlage erst wenige Wochen zuvor installiert worden war, und der Techniker, der sie eingebaut hatte, habe Adrienne, so der Freund, »einen eiskalten Schauer über den Rücken gejagt«. Allerdings hatte Tina dieser vagen Bemerkung zunächst keine große Bedeutung beigemessen, und ihr Kollege, der junge aufstrebende DC Dan Grier, der sie bei der Vernehmung begleitete, hatte sie direkt wertlos gefunden. Doch dann hatte Tina noch einmal darüber nachgedacht. Kaum jemand konnte einfacher eine narrensichere Alarmanlage überwinden als die Person, die sie installiert hatte. Deshalb rief sie die Firmen an, die die Anlagen in den Wohnungen der anderen Opfer eingebaut hatten, und fragte sie nach dem Namen des Technikers, der die Arbeit ausgeführt hatte.

Das Hochgefühl, das sie überkam, als alle Firmen denselben Namen zurückmeldeten, würde sie nie vergessen. Andrew Kent. Selbstständiger Ingenieur. Der seine Kenntnisse nutzte, um die Polizei in die Irre zu führen, und seine unabhängige Position, um sich seine Opfer nach Gutdünken auszusuchen. Der Killer.

Jetzt hatten sie ihn. Und das war zu einem Großteil Tinas Verdienst.

Sie nahm einen letzten tiefen Zug aus ihrer Zigarette, zertrat die Kippe und ignorierte den angewiderten Blick einer Endvierzigerin, die in der ersten Reihe der Schaulustigen stand, die sich an der rings um Kents Haus errichteten Absperrung drängten. Inzwischen dämmerte es, Kent war auf das Polizeirevier Holborn gebracht worden, wo man ihm seine DNS abnehmen und ihn verhören würde. Natürlich würde er zuvor die medizinische Versorgung bekommen, die er nach Tinas unkonventioneller Festnahme benötigte.

In der Zwischenzeit mussten die Ermittler seine Wohnung nach Anhaltspunkten durchsuchen, die ihn mit den Morden in Verbindung brachten. Vor zwei Tagen, unmittelbar nachdem Kent zum Hauptverdächtigen avanciert war, hatten sie einen Durchsuchungsbefehl erwirkt, doch die Wohnung war so komplex gesichert, dass es trotz der hochqualifizierten Techniker, die sie angefordert hatten, unmöglich war, sein System zu umgehen, ohne ihn zu alarmieren. Nun jedoch besaßen sie Kents Schlüssel; Tina ignorierte den Schmerz in ihrem Fuß, streifte einen Plastikoverall über und humpelte zur Haustür. Sie hoffte inständig, in der Wohnung belastendes Material zu finden, denn bislang hatten sie nichts, was ihn mit seinen Opfern verband, außer der Tatsache, dass er deren Alarmanlagen installiert hatte. Das mochte zu viel sein, um es als Zufall zu erklären, aber bei weitem nicht genug, um eine Verurteilung wegen mehrfachen Mordes zu erreichen.

»Wie geht's deinem Nacken?«, fragte sie Dan Grier, als sie sich an der Haustür begegneten.

»Er hat einen Glückstreffer gelandet«, antwortete er mit einem Hauch Feindseligkeit in der Stimme und rieb sich die Stelle durch das Plastik seines Overalls. »Außerdem habe ich nicht damit gerechnet.«

»Ja, das habe ich gesehen. Fieser kleiner Drecksack, was?«

»Er hat auf jeden Fall irgendeine Kampfsportausbildung absolviert. Wir hätten ihn gründlicher durchleuchten sollen.«

Tina lächelte. Manchmal gebärdete Grier sich wie ein aufgeblasener Wichser. Sie waren nie wirklich gut miteinander ausgekommen. Sie hielt ihn für einen überkandidelten Korinthenkacker, und er fand es offenkundig unangemessen, dass sie sein Boss war. Nach der Vernehmung von Adrienne Menzies' Freund hatte sich ihr Verhältnis noch mehr eingetrübt. Tina glaubte, Grier werfe ihr vor, sie habe ihre Spur auf eigene Faust verfolgt, um ihn dumm dastehen zu lassen, was aber nicht der Fall war. Sie arbeitete einfach lieber allein und folgte ihren eigenen Instinkten. »Tja, du weißt doch, wie es ist, Dan«, sagte sie zu ihm. »Man lernt nie aus. Und immerhin haben wir ihn jetzt am Wickel.« Sie streckte ihre Hand vor. »Nach dir.«

Grier erwiderte nichts, sondern betrat schweigend das Haus.

Als Tina ihm folgen wollte, hörte sie jemanden nach ihr rufen. Sie wandte sich um und erkannte DCI MacLeod, der, sein Handy in der einen und den Overall in der anderen Hand, auf sie zusteuerte. Auf seiner Stirn standen noch immer die Schweißtropfen, obwohl Tina schätzte,

dass er höchstens dreißig Meter gerannt sein konnte. Und auch unter seinen Achseln waren Flecken erkennbar. Offenbar holte ihn schon das Alter ein, und mit seinem ungesunden gräulichen Teint, der zur Farbe seiner Haare passte, wirkte er, als könnte ihn jeden Augenblick ein Herzinfarkt heimsuchen.

»Sir?« Sie hatte seit der Festnahme noch nicht mit ihm gesprochen, da er ständig das Handy am Ohr gehabt hatte. Sie fragte sich, was er von ihr wollte.

»Gute Arbeit, wie Sie Kent aufgehalten haben«, sagte er, als er vor ihr stehenblieb. »Es wäre mehr als peinlich gewesen, wenn er uns entkommen wäre.«

Das gefiel ihr an ihm. Dass er ganz im Gegensatz zu vielen Vorgesetzten, mit denen sie über die Jahre zu tun gehabt hatte, aufrichtig war und stets sagte, was er dachte. »Kein Problem. Ich bin froh, dazu beigetragen zu haben.«

MacLeod runzelte die Stirn. »Sie wissen, dass ich Sie lieber heute als morgen zurück in den aktiven Dienst versetzen würde, Tina. Aber Sie kennen die verdammten Vorschriften. Die binden uns die Hände.«

»Trotzdem, wenn Sie irgendetwas tun können, würde mir das sehr helfen. Ich habe mich ja nicht zu Ihnen versetzen lassen, um zuzusehen, wie andere sich mit den Top-Fällen schmücken.«

»Ich schau mal.« Er holte tief Luft und Tina spürte, dass er nicht nur herübergekommen war, um ihr zu gratulieren. »Ich nehme an, Kent wird nicht so schnell eine Beschwerde wegen ungerechtfertigter Gewaltanwendung einreichen ...«

»Ich denke, das ist im Augenblick sein geringstes Problem.«

»Aber Sie müssen aufpassen, Tina«, fuhr er fort und trat einen Schritt näher. Sorgfältig wog er seine Worte ab. »Sie können sich nicht von Ihrer Befriedigung über die Festnahme eines Verdächtigen mitreißen lassen. Sie haben Kent vorhin ziemlich hart angefasst.«

»Ich musste ihn aufhalten.«

»Das weiß ich, und ganz persönlich denke ich, hat er verdient, was er bekommen hat, und eigentlich war das noch zu wenig. Allerdings stehen Sie im Rampenlicht.«

Sie wollte widersprechen, doch er hob die Hand. »Ich weiß, es ist nicht Ihr Fehler, dass Sie bekannt sind wie ein bunter Hund, aber ob Ihnen das gefällt oder nicht, Sie müssen damit leben. Ihr Handeln bleibt nicht unbeobachtet. Wenn Sie über die Stränge schlagen, machen die Ihnen die Hölle heiß. Ich sage das nur, weil Sie zu meiner Truppe gehören und ich Sie schützen will. Zudem halte ich Sie für eine außergewöhnlich gute Polizistin. Sie waren es, die den entscheidenden Hinweis auf Kent entdeckte, und Sie sollten dafür auch die Anerkennung bekommen. Gefährden Sie das nicht, indem Sie unserem Verdächtigen am helllichten Tag die Seele aus dem Leib prügeln.«

Tina wollte sich rechtfertigen, und ihr erster Gedanke war, zu widersprechen, zu sagen, sie habe nur minimal Gewalt angewendet, und wenn die Leute damit nicht umgehen könnten, dann sei das deren Problem. Aber sie unterließ es. Sie wollte keinen Streit mit ihrem Boss losbrechen, und wenn sie ehrlich zu sich selbst war, hatte er Recht. »Danke, Sir, ich werd's mir merken. Ist das alles?«

Er lächelte. »Das ist alles. Maßregelung beendet. Und nochmal: Sie haben das ausgezeichnet gemacht.«

Sie wandte sich ab, ging hinein und stieg die ausgetretene Treppe hinauf. Ihr Fuß schmerzte wieder. Zum zweiten Mal innerhalb von fünf Jahren war sie angeschossen worden. Zudem hatte sie einen der Schützen getötet, und zwei ihrer Kollegen, darunter ihr Verlobter, wurden ermordet. Kein Wunder, dass sie bekannt war wie ein bunter Hund.

Die schwarze Witwe hatten sie sie genannt. Taten es vielleicht sogar immer noch, Tina wusste es nicht. Aber so oder so hielten die Leute Abstand von ihr, als verbreite sie Unheil. Vielleicht war sie deshalb zur einsamen Wölfin geworden, die nirgends sesshaft werden konnte und oft die Dienststellen wechselte. Sie hatte sogar schon einmal den Dienst quittiert, ehe sie sich ein Jahr darauf der SOCA anschloss, der Serious Organized Crime Agency. Dort hatte sie es ein Jahr ausgehalten, ehe sie zur Islington CID zurückkehrte, wo sie sich als Detective Constable ihre ersten Sporen verdient hatte. Doch die alltägliche Kripoarbeit konnte ihre Ambitionen nicht befriedigen, deshalb hatte sie sich auf die frei werdende Stelle beim CMIT beworben, die zudem noch eine Beförderung beinhaltete. Und tatsächlich hatte ihr ihre Vergangenheit nicht so geschadet wie befürchtet, denn sie hatte die Stelle bekommen, auch wenn sie lieber selbst ermittelt hätte, als vom Schreibtisch aus Verwaltungsarbeit zu leisten.

Die verstärkte Tür zu Andrew Kents Wohnung wurde durch ein Telefonbuch offen gehalten. Aus der Wohnung

drang ein schwacher Schweißgeruch, vermischt mit dem beißenden Aroma eines Lufterfrischers. Es war eine enge Zweizimmerwohnung mit einem schmalen Flur, und bereits jetzt schwirrten mehr Polizisten darin herum, als sie verkraften konnte. Zwei oder drei pro Zimmer suchten methodisch jeden Quadratzentimeter ab und arbeiteten sich durch Kents Besitztümer. Im Laufe der nächsten Tage würden sie die Wohnung komplett auseinandernehmen, bis sie auch den letzten Winkel erforscht hatten. Ein Mörder von fünf Frauen würde irgendwo eine Trophäe aufbewahren, weil er damit immer wieder den Rausch seiner Tat heraufbeschwören konnte, und die würden sie finden, wie gut er sie auch versteckt haben mochte. Zumal sie jetzt, da er in Untersuchungshaft saß, die Zeit auf ihrer Seite hatten.

Tina schob sich durch den Flur, knipste das Licht an und blieb vor Kents Schlafzimmer stehen.

Es war erstaunlich geräumig. Auf beiden Seiten des ungemachten Bettes, dessen Laken dringend nach einer Wäsche verlangten, befand sich ein hoher, antik wirkender Kleiderschrank. Ein gerahmter van-Gogh-Druck, der eine nächtliche Szene darstellte, hing leicht schief über dem Bett, und auf dem Nachttisch lag ein Stapel Taschenbücher. Obenauf konnte sie Dickens' *Nicholas Nickleby* erkennen.

DC Anji Rodriguez und DC Grier befanden sich bereits im Raum. Rodriguez durchsuchte einen der beiden Schränke und klopfte diverse Kleidungsstücke Kents so heftig ab, als steckte der Besitzer noch darin. Anschließend legte sie sie fein säuberlich auf einen Stapel neben

sich auf den Boden. Sie hatte zweifellos schlechte Laune, was mit Sicherheit darauf zurückzuführen war, dass sie bei der Festnahme wie ein Trottel gewirkt hatte. Als Tina den Raum betrat, wandte sie sich nicht um.

Grier kniete vor den geöffneten Schubladen des Nachttischchens und wühlte sich durch Kents Unterwäsche. Er nickte ihr kurz zu, ehe er sich wieder seiner Arbeit zuwandte, und Tina grübelte darüber nach, wie schwierig es war, sich in das Hirn eines Serienmörders hineinzusetzen. Eigentlich lebten sie doch wie alle anderen auch. Schauten sich Soaps an und lasen Charles Dickens. Trotzdem verübten sie Verbrechen, die so grausam waren, dass sie für einen normalen Menschen unbegreiflich sein mussten. Und die Taten von Andrew Kent zählten mit zum Schlimmsten, zu dem eine kranke menschliche Psyche fähig ist. Tina hatte die Opfer gesehen: hilflos an ihre Betten gefesselt und bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen. Kent hatte sie vor und auch noch nach ihrem Tod so verstümmelt, dass mehrere Beamte sich bei ihrem Anblick übergeben mussten. Hauptsächlich deshalb hatte Tina es so genossen, dem Drecksack eine volle Ladung CS-Gas zu verpassen und mit all ihrer Kraft auf ihn einzuprügeln, auch als er schon bezwungen vor ihr lag.

»Na was haben wir denn da?«, unterbrach Grier plötzlich ihre Gedanken und zerrte an etwas herum, das sich offenbar an der Wand hinter dem Nachttisch befand. Dann hörte sie das Geräusch abreißenden Klebebands, und Grier kam mit dem Rücken sowohl zu Tina als auch zu Rodriguez langsam auf die Beine. Beide starrten ihn erwartungsvoll an.

Langsam drehte er sich breit grinsend um, und Tina erkannte, was er in der Hand hielt.

Sie verkrampfte, ihr Mund fühlte sich wie ausgetrocknet an, und einen Moment lang verspürte sie eine komische Mischung aus Schwindel und Euphorie.

Es war das Beweisstück, nach dem sie gesucht hatten.

Teil Zwei

Gestern

Drei

Mein ganzes Leben wollte ich Polizist werden. Die Schwachen und Verletzlichen beschützen und die Gangster und Verbrecher dingfest machen. So weit ich mich zurückerinnern kann, brannte ein Verlangen nach Gerechtigkeit in mir. Schon in der Schule ging ich auf die Schlägertypen los, die sich kleinere Jungs vornahmen. Wenn sie es nicht bleibenließen, prügelte ich mich mit ihnen. Anfangs verlor ich öfter als ich gewann, deshalb fing ich mit dem Boxen an, und das Verhältnis kehrte sich schnell um. Mein Vater sagte immer, ich solle zur Armee gehen, was aber schließlich mein Bruder John tat. Er meinte, ich sei zu aggressiv für die Polizei, und vielleicht stimmte das auch, denn meine ersten drei Jahre in Uniform waren eine endlose Übung in Langeweile und schleichender Desillusionierung. Ich bin eigentlich nie richtig über die Tatsache hinweggekommen, dass die Öffentlichkeit mich nach Gutdünken beleidigen und attackieren konnte, ohne sich vor gravierenden Folgen fürchten zu müssen, während es mir selbst untersagt war, mich zu wehren. Darum entschied ich mich, zur Kripo zu gehen – wo ich aber nur feststellte, dass die Arbeit eines Ermittlers zu neunzig Prozent aus Papierkram, zu

neun Prozent aus langweiligen Nachforschungen und zu einem Prozent aus aufregenden Geschehnissen bestand. Das heißt, wenn man Glück hatte. Wie in *Dirty Harry* war es jedenfalls nicht.

Mein damaliger Boss, der Mann, den ich, abgesehen vielleicht von meinem Vater, am meisten respektierte, bemerkte meinen Frust, und er schlug vor, ich solle es mit Undercover-Einsätzen probieren.

DCI Dougie MacLeod, ein Mann, dem ich jede Menge Dank schulde. Er hat mir ziemlich viel beigebracht, vor allem die Kunst, sich in Geduld zu üben, etwas, das ich nie geglaubt hätte zu beherrschen. Bis gestern dachte ich, der größte Dienst, den er mir je erwiesen hatte, sei der Vorschlag gewesen, undercover zu arbeiten, denn immerhin habe ich die letzten neun Jahre bei der CO10 verbracht, Scotland Yards Eliteeinheit (deren Bezeichnung, nicht meine) für Undercover-Einsätze. Dort habe ich endlich die Aufregung gefunden, nach der ich suchte, und überdies habe ich ein paar besonders üble Burschen dingfest gemacht – ein paar von denen sähen mich immer noch am liebsten tot. Und gestern, in dem fensterlosen Hinterzimmer dieses schmierigen Nachtclubs in Soho, war ich mir ziemlich sicher, dass es kaum üblere Typen geben könnte als die zwei, die vor mir am Tisch saßen.

»Ich höre, du suchst einen Job«, sagte der eine. Er war Mitte vierzig, mit kurzgeschorenem grauen Haar und einem auffällig schielenden linken Auge. Sein Gesicht war lang, kantig und mitleidlos, als wäre es aus einem Stück Hartholz herausgefräst worden. Es wurde von einer langen Nase beherrscht, die nach einem alten Bruch ein

wenig schief stand und der knapp unterhalb der Wurzel ein kleines Stück fehlte. Er trug ein verblichenes Lonsdale-T-Shirt, das seine muskulösen, drahtigen Arme freiließ, auf denen verblichene Tattoos wucherten. Sein gutes Auge musterte mich unablässig, als wolle er eine verborgene Schwäche aufspüren. Er hieß Tyrone Wolfe, und wir verdächtigten ihn, in mindestens fünf Morde verwickelt zu sein.

Der Mann neben ihm war Clarence Haddock. Das war offen gesagt ein lächerlicher Name, denn er wurde diesem riesenhaften, furchteinflößenden bärtigen Gangster, der seine Haare zu Dreads hatte wickeln lassen, nicht im mindesten gerecht. Seit fünf Jahren war er Tyrone Wolfes rechte Hand. Sein Gesicht zierte ungefähr ein Dutzend goldener Piercings, eines davon – ein mächtiger Ring – zog sich durch seine fette gespaltene Nase, was ihm das Aussehen eines Bullen verlieh, der jeden Moment losstürmen würde. Er stützte seine monströsen Arme auf den Tisch und starrte mich schweigend an; dabei umtoste ihn eine kaum unterdrückte Wut, für deren Ausbrüche er legendär war.

Es hieß, Clarence Haddock habe einmal einem Mann mit solcher Gewalt die Kehle durchgeschnitten, dass er ihn mit einem einzigen glatten Schnitt enthauptete, und wenn ich ihn jetzt so betrachtete, konnte ich mir gut vorstellen, wie er sich am Anblick des noch zuckenden Leichnams weidete. Natürlich hatte ich schon vorher alles über ihn in Erfahrung gebracht, aber nun, auf die kurze Distanz von kaum zwei Metern, noch dazu in einem klaustrophobischen Raum, erinnerte er mich an den ers-

ten leibhaftigen weißen Hai, den ich beim Käfigtauchen vor der südafrikanischen Küste erlebt hatte. Ich spürte dieselbe Mischung aus Urangst und purem Schrecken.

Trotzdem hielt ich ihren Blicken stand und ignorierte die Schweißtropfen, die sich auf meiner Stirn bildeten.

»Kann schon sein. Was habt ihr anzubieten?«

Wolfe wandte sich dem dritten Mann zu, einem großen, etwa fünfundvierzigjährigen Typen mit langen, ergrauenden blonden Haaren und einem total zerknitterten Gesicht. Das war Tommy Allen, ebenfalls ein enger Komplize von Wolfe, der Mann, dessen Vertrauen ich in den vergangenen drei Monaten zu gewinnen versucht hatte. Er hatte mich heute Morgen um halb elf hierhergebracht und mich vorgestellt.

»Er ist sauber«, sagte Tommy selbstsicher. Seine Stimme klang nach Cockney und zu vielen Zigaretten. »Im Auto habe ich den Radardetektor eingeschaltet, der hat nichts gemeldet. Eigenhändig durchsucht habe ich ihn auch.« Er zwinkerte mir zu. »Und ich glaub, das hat ihm gefallen.«

Wolfe verzog keine Miene. »Seine Uhr?«

»Hab ich. Und sein Handy. Alles. Sogar seine Schuhe. Ist alles draußen.«

Die Typen waren sehr gründlich. Kannten sämtliche Abhörtricks und agierten mit äußerster Vorsicht. Benutzten Handys nur ein Mal, suchten ihre Treffpunkte vorher nach Wanzen ab und achteten stets darauf, dass ihnen niemand folgte. Ich hatte gehofft, das Treffen mit Hilfe eines mikroskopisch kleinen Rekorders in meiner Armbanduhr mitschneiden zu können, aber die Chance war

jetzt dahin, was meinen Job noch schwieriger machte, als er sowieso schon war. Immerhin hatten die Typen allen Grund, vorsichtig zu sein. Sie hatten sich von bewaffneten Raubüberfällen über Drogenschmuggel zu Nachtclubbesitzern gemausert, deren illegal ins Land gekommene Angestellte bessere Sexsklavinnen waren. Deshalb stand ich hier.

»Ich hab mal von einem Undercover-Cop gehört, der sich ein Mikro in den Arsch gesteckt hatte«, sagte Wolfe fast gelangweilt, wobei er jedes Wort mit seinem starken East Londoner Akzent betonte. »War bei einem Heroindeal. Hat offenbar jedes Wort aufgezeichnet. Zwei Leute sind damals jeweils für zwölf Jahre eingefahren.«

Was ich da hörte, gefiel mir gar nicht. Erstens, weil ich keine große Lust hatte, mir im Arsch herumstochern zu lassen, und zum anderen, weil es sich bei dem Undercover-Cop, von dem er sprach, um mich selbst handelte. Das war damals höllisch unangenehm gewesen, aber, wie Wolfe richtig bemerkte, hatte es auch Erfolg gehabt. Meine Bosse jedenfalls waren äußerst angetan gewesen. Zwar konnte Wolfe eigentlich gar nichts Genaueres von mir wissen, weil er mit den Dealern, die ich damals überführte, nichts zu tun gehabt hatte, trotzdem machten mich seine Worte einen Tick nervös.

Verbrecher sind wie Hyänen oder die Schulhofschläger, mit denen ich mich angelegt hatte. Sie riechen förmlich, wenn einer Angst hat, und gehen dann gnadenlos auf ihn los.

»Ich bin kein Bulle«, sagte ich und sah Wolfe verächtlich an. »Und niemand wühlt in meinem Arschloch he-

rum, kapiert? Wenn ihr was für mich habt, dann sagt es. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Im Auto zumindest ist er eigentlich ganz ruhig gesessen, Boss«, sagte Tommy mit einem kehligen Lachen. »Ich schätze also mal, dass er sich nichts reingeschoben hat.«

»Keine Bange, niemand wird dir im Arsch rumfummeln«, sagte Wolfe, als würde er mir damit einen Riesengefallen tun. »Aber ich muss mir bei dir hundertprozentig sicher sein.«

»Das muss ich mir bei euch auch«, entgegnete ich, wissend, dass ich solche Anmaßungen nicht einfach hinnehmen konnte. »Ich meine, woher weiß ich, ob ihr nicht doch Bullen seid?«

»Ich bin kein verfuckter Bulle«, bellte Haddock und funkelte mich mit seinen großen schwarzen Augen an. Er sagte überhaupt zum ersten Mal etwas, und seine Stimme war schriller, als man es bei einem Mann seiner Größe vermutet hätte. Ich glaubte sogar, ein leichtes Lispeln ausgemacht zu haben. Trotzdem klang er bedrohlich genug, und die Atmosphäre in dem miesen kleinen Raum verdüsterte sich spürbar.

Da löste sich Tommy von der Wand und trat an den Tisch. »Hör zu, Sean«, sagte er zu mir. »Ich kann für die beiden garantieren. Die kenn ich seit Jahren, und du weißt, dass ich koscher bin und dich nicht anscheißen würde.«

Das stimmte. In den drei Monaten, seit ich Tommy in einer bekannten Milieukneipe in Stepney kennengelernt hatte, hatten wir nicht nur jede Menge Kneipentouren

unternommen, ich hatte auch diverse Aufträge für ihn ausgeführt. Ich hatte mehrfach größere Mengen Koks an seine Abnehmer geliefert und ihn einmal zu einem Dealer begleitet, der ihm Geld schuldete. Ich hielt die Beine des Typen fest, während Tommy ihn ein paarmal kopfüber in die Kloschüssel tauchte. Das machte mir zwar keinen Spaß, aber ich musste mich meinem neuen Boss beweisen, und zum Glück spuckte der Dealer die Kohle aus, ehe es wirklich schmerzhaft für ihn wurde.

Ich nickte gemächlich und tat so, als wäre ich damit zufrieden. »Ich traue dir, Tommy. Wenn du für die beiden bürgst, ist das in Ordnung.«

Obwohl er nur zwölf Jahre älter war, zeichnete sich auf seinem Gesicht ein fast väterliches Lächeln ab. »Guter Junge.« Dann wandte er sich an Wolfe. »Für Sean garantiere ich auch, Ty. Auf ihn ist Verlass.«

»Mir gefällt seine Visage nicht«, mischte sich Haddock ein.

»Mir gefällt deine auch nicht«, gab ich zurück. »Aber im Gegensatz zu dir beklage ich mich nicht.«

Haddocks Augen verengten sich zu Schlitzen, und er funkelte mich mit einer geradezu theatralischen Wut an. Die beiden anderen dagegen lachten. »Locker bleiben, Clarence«, sagte Wolfe und stand auf. »Komm mit, Sean, ich schätze, du, ich und Clarence sollten ein bisschen spazieren gehen.«

Ich konnte mir zahllose Gründe vorstellen, das nicht zu tun, aber wenn ich mich weigerte, war die Operation tot, noch bevor sie recht begonnen hatte. Ich warf Tommy einen Blick zu, der mir zunickte, dass alles in Ordnung

sei. Obwohl er ein Gangster und Berufsverbrecher war, hatte Tommy etwas an sich, das mir unbewusst Vertrauen einflößte. Vielleicht lag es an seiner väterlichen Art. Deshalb glaubte ich ihm.

Wolfe ging voran, und ich folgte ihm zur Tür hinaus. Haddock drängte sich hinter mich, er blieb dicht an mir dran, ich spürte seinen Atem. Ich zuckte kurz zusammen, da mir der Gedanke, so verwundbar zu sein, nicht gefiel, wusste aber, dass ich keine Furcht zeigen durfte, und riss mich zusammen.

Wir passierten einen schmalen Flur und betraten den Nachtclub, einen ebenfalls fensterlosen, spärlich beleuchteten Kubus, dessen Nischen mit Tischen und Stühlen vollgepfropft waren, die an eine Tanzfläche und eine kleine Bühne heranreichten. Das Dekor war schäbig und abgewetzt, die beiden Chromstangen in der Mitte der Bühne sahen aus, als wären sie zuletzt vor zwanzig Jahren poliert worden.

»Warst du schon mal verheiratet, Sean?«, fragte Wolfe, ohne sich zu mir umzudrehen, während wir im Gänsemarsch den Club durchquerten.

»Nein.«

»Schon mal gegessen?«

»Ja.«

»Und wie lange?«

»Sieben Jahre.«

»Wo denn?«

»Erst Parkhurst, dann Ford.«

Die Fragen kamen schnell und präzise, aber immer wie beiläufig, als würden ihn die Antworten nicht wirk-

lich interessieren. Natürlich wollte Wolfe meine Legende testen, während wir langsam unsere Runden um die Tanzfläche drehten. In welchem Flügel in Parkhurst? Wen kannte ich in Ford? Hatte ich Kinder? Wann wurde ich entlassen? Kannte ich den und den? Wo war ich aufgewachsen? Hoffte er, mich bei einem Fehler zu ertappen?

Aber ich hatte meine Rolle perfekt einstudiert, bis hinunter zum kleinsten Detail. Tat man das nicht, war man tot. Diese Prozedur musste man bei Operationen durchziehen, und je weiter oben in der Gangsterhierarchie die Zielperson stand, desto schärfer das Verhör. Ich beantwortete alles. Ohne zu meckern. Und, noch wichtiger, ohne zu zögern.

Ich benutzte einen alten Decknamen, den ich vor einigen Jahren schon einmal gebraucht hatte, als ich für die SOCA im Einsatz war. Ich nannte mich Sean Tatelli und gab vor, ein Ex-Knacki aus Coventry zu sein, der in den Neunzigern wegen Drogenhandel, illegalem Waffenbesitz und versuchtem Polizistenmord sieben Jahre bekommen hatte. Jeder, der genauer nachforschte, würde herausfinden, dass Sean Tatelli tatsächlich sieben Jahre erst in Parkhurst und dann in Ford Open eingesessen hatte, und dass sein Komplize ein Gangster aus den Midlands namens Alan »Hocus« Pocus gewesen war, der wegen Drogendelikten zu fünf Jahren verurteilt wurde.

Das war natürlich alles frei erfunden. Die SOCA hatte die ganze Geschichte entwickelt, in alle wichtigen Datenbanken, darunter auch den Nationalen Polizeicomputer, eingespeist und mit einem Programm versehen, das mel-

dete, wenn jemand auf die Information zugriff. Und Hocus mochte einmal ein koscherer Gangster gewesen sein, der seine Zeit abgesehen hatte, gegenwärtig jedoch war er ein Polizeispitzel, dem man eingebleut hatte, über mich nur das Beste zu erzählen.

Wolfe blieb schließlich auf einer Treppe stehen, die hinunter zur Bühne führte, und wandte sich zu mir um. Seine harten Züge glitzerten im rosafarbenen, fluoreszierenden Schein einer Bühnenlampe. »Schon mal wen abgeknallt, Sean?«, fragte er und fixierte mich mit seinem schielenden Auge.

Langsam fühlte ich mich extrem unwohl. Es war still im Club, und ich befand mich eingezwängt zwischen dem Geländer und einer Reihe von Tischen und Stühlen, zwischen Wolfe vor und Haddock hinter mir. Doch wenn man in die Enge getrieben wird, muss man reagieren wie ein Tier: angreifen. Und das tat ich. »Nun mach mal halblang, für jemanden, den ich nicht kenne, wirst du mir ein bisschen zu persönlich. Warum sagst du mir nicht endlich, wer du bist und warum ich deine Fragen beantworten sollte. Denn bis jetzt ist von dir noch gar nichts gekommen.« Gleichzeitig drehte ich mich zu Haddock um und fuhr ihn an: »Und warum machst du nicht mal ein bisschen Platz, statt mir auf die Pelle zu rücken wie eine verdammte Schwuchtel?«

Zu meiner Überraschung trat er einen Schritt zurück, während Tyrone sich tatsächlich entschuldigte und endlich sich und Haddock vorstellte.

»Du bist hier, weil bei mir eine Stelle frei geworden ist, und Tommy hält dich für einen verlässlichen Kerl,

der sie übernehmen könnte. Sieh's also als Einstellungsgespräch.«

»Was genau macht ihr?«

»Ein bisschen dies, ein bisschen das«, erwiderte er mit dem Anflug eines hässlichen Lächelns. »Nicht immer ganz legal.«

»Gut, dann will ich dir eins sagen. Ich bin seit acht Monaten draußen, und keiner hat einen legalen Job für mich. Ich habe ein paar Sachen für Tommy erledigt, aber ich stecke immer noch bis zum Hals in Schulden. Also brauche ich was. Nur keinen Scheißaushilfsjob, Burger braten zum Mindestlohn oder so. Echte Arbeit, die echtes Geld bringt. Du kennst meine Geschichte. Du hast mich garantiert abgecheckt, sonst würde ich gar nicht erst hier stehen. Also weißt du auch, dass ich keine Angst habe, eine Waffe zu benutzen, und du weißt auch, dass ich kein verdammter Hitzkopf bin, der gleich abdrückt. Auf mich ist Verlass. Wenn du was hast, worüber du dich mit mir unterhalten willst, spuck's aus. Ansonsten bin ich weg. Es liegt an dir. Aber tu mir den Gefallen und vergeude nicht meine Zeit.«

Ich kannte die ganze Rede in- und auswendig. Ich muss sie mindestens tausendmal vor dem Spiegel geübt und in Einsätzen garantiert zehn-, zwölfmal in Situationen wie dieser angewendet haben. Manchmal habe ich den einen oder anderen Satz verändert, mich aber immer verhalten wie ein Mann, der absolut mit sich im Reinen ist. Wer jahrelang undercover arbeitet, muss Schauspielertalent mitbringen, muss ein Robert De Niro für Bullen sein und wie ein Method Actor völlig in seiner Rolle auf-

gehen. Dabei ändert sich das Drehbuch oft von einem Augenblick auf den anderen, und deshalb gilt es, blitzschnell zu improvisieren und sich aus der größten Breddouille herausquetschen zu können. Und noch eines will ich betonen: Diese Nummer verfehlt nie ihr Ziel. Sie bricht das Eis und bringt mich an Bord.

Wolfe und Haddock tauschten Blicke aus. Wolfe schaute fragend zu seinem Vertrauten, als wolle er bei dem hünenhaften Mann Rat suchen.

Haddock nickte kurz, und Wolfe drehte sich wieder zu mir. »Ich hab einen Ein-Tages-Job für dich. Auf Abruf, aber garantiert in den nächsten Tagen. Nur das Datum steht noch nicht fest. Ich zahl hunderttausend, cash. Interessiert?«

Natürlich war ich interessiert. Von dem ersten Treffen hatte ich mir eigentlich nicht viel versprochen, und schon bot mir Wolfe einen Job an, bei dem Waffen im Spiel waren. Trotzdem vermied ich es, allzu begeistert zu wirken, denn das lässt bei den Leuten gleich die Alarmglocken schrillen. Deshalb zuckte ich nur mit den Schultern und sagte: »Kommt drauf an, was es ist.«

»Es geht um ein ungesichertes Fahrzeug im fließenden Verkehr.«

»Dann hätte ich lieber einen Anteil an der Beute.«

Wolfe schüttelte den Kopf. »Es geht nicht um Geld. Die Fracht ist menschlich. Ein Mann.«

»Wer?«

»Kann ich dir nicht sagen. Noch nicht. Aber eins kann ich dir sagen, ich zahl dir dreißig Riesen im Voraus. Siebzig nach Erledigung.«

Ich tat, als müsste ich darüber nachdenken. Ich wollte mehr herausfinden, denn dann konnte ich den Job gleich hier und jetzt beenden, aber es hatte keinen Sinn, die Dinge zu erzwingen.

»Dreißig Riesen klingt verlockend. Trotzdem muss ich ein bisschen mehr wissen, bevor ich einsteige.«

»Ich werd dir alles erklären, aber erst will ich, dass du eine Kleinigkeit für mich erledigst.«

»Welche Kleinigkeit?«

Es war Haddock, der antwortete. Er beugte sich vor, so dass seine Lippen unangenehm nahe an mein Ohr kamen. Seine Stimme war noch schriller und klang fast schon weibisch.

»Eine, die uns ein für alle Mal beweist, dass du kein Bulle bist.«

Vier

Im Vernehmungsraum war es stickig und heiß, und DI Tina Boyd sehnte sich nach einer Zigarette. »Warum sind Sie dann weggerannt, wenn Sie in allen Punkten unschuldig sind? Und warum haben Sie zwei Polizeibeamte angegriffen?«

»Was denken Sie denn?«, fragte Kent verschreckt-aggressiv zurück, wobei er die panische Miene beibehielt, die er aufgesetzt hatte, als Tina und ihr Boss, DCI MacLeod, vor knapp zwei Stunden mit dem Verhör begonnen hatten. »Ich war ganz friedlich auf dem Weg nach Hause, und plötzlich stürmen von überall diese Leute auf mich ein und veranstalten ein Riesengeschrei. Da bin ich ausgetickt und geflüchtet.«

»Aber die haben sich doch eindeutig als Polizisten zu erkennen gegeben?«, insistierte Tina.

»Das habe ich nicht gehört, in Ordnung?«, protestierte Kent und klang, als würde er jeden Augenblick einen hysterischen Anfall bekommen. »Ich bin einfach davongelaufen, und als sie mich gepackt haben, dachte ich, die wollten mich ausrauben oder so. Deshalb habe ich mich gewehrt. Es tut mir ja leid, dass ich die Beamten verletzt habe, aber das ist schließlich nicht meine Schuld.«



Simon Kernick

Instinkt

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-16101-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2015

Auge in Auge mit dem Killer

Undercover-Cop Sean Egan soll für eine berüchtigte Londoner Gang einen Serienkiller aus der Polizeiverwahrung befreien. Bei dem Killer handelt es sich um den Night Creeper, einen besonders intelligenten Psychopathen, der fünf junge Frauen grausam ermordet haben soll. Er behauptet, ein wasserdichtes Alibi und hochbrisante Informationen zu besitzen. Für die ermittelnde Polizistin Tina Boyd beginnt eine alptraumhafte Odyssee, als der Night Creeper verschwindet.